Richard Arnold Bermann
Arnold Höllriegel

Kurzgeschichten

Essais 1925-1937

entenpress

Herausgegeben von Robert Schmitt Scheubel

Erstausgabe
© Entenpress, Berlin 2011
Umschlaggestaltung © Palaio Fabri-Melea
Satz: Satz by Satz bei Parechese
Gesamtherstellung: SDL-Druck, Berlin
Die Entenvignette wurde von Zoro Mettini gezeichnet
© by Zoro Mettini, Berlin (mettini.de)
ISBN 978-3-937416-39-7

Der Sinn von Monte Carlo 7
Gärten und Gräber 13
Das Geheimnis von San Marco 15
Der gedeckte Tisch 19
Nicht die Nachtigall 22
Das Waldviertel 25
Die Palästina-Ausstellung in Wien 28
Die neue Landstraße 32
Die Raxbahn 35
Eine wienerische Miniatur 39
Die Wiener Schulreform 41
Fahnen am Rhein. 45
Arbeiterbataillone. 49
Der Maulwurf und der Dichter 51
Der verlorene König 54
Was geschah am 11. Juli? 57
Brief an einen Philologen 60
Das Märchen vom Strohhalm 62
Lugano im Frühherbst.. 65
Gefüllte Tomaten à la Liliom 69
Die Abenteuer des Aloysius Horn. 73
Aloysius Horn auf Deutsch 76
Es ist mir eine Kleinigkeit 79
Im japanischen Restaurant 81
Weekend und Weltgeschichte 84
Die verlorene Oase 88
Shep 91

Nachrufe
Bettina Wirth 92
Conrad 95
Sidney Colvin. 99
Mauritz Stiller 101
Rezension 104
Der neue Wells: »Unterdessen« 104

Spiegel
Höllriegel, der Reisende (Alfred Polgar).. 108
Nachwort 110
Quellenverzeichnis 110

Der Sinn von Monte Carlo

An der Riviera, im Jänner

Vor dem Café de Paris (im Freien, und die zuckersüße Sonne strahlte magisch in ein Apéritif) vor dem Café de Paris in Monte Carlo, das ist also auf dem großen Marktplatz der Eitelkeiten, zwischen kitschig-grandiosen Fassaden des Kasinos, hinter der das unwahrscheinlich blauseidene Meer ist, und der ungeheuren Palmenallee, hinter der der besonnte Berg ist, und zwischen den phantastischen Hotelplätzen, der prunkenden Läden – hier, auf dem großen Vorplatz eines großen Tempels, dachte ich diesmal, ein frommer und oft zur heiligen Stätte wiederkehrender Wallfahrer, was, um Gottes willen, wenn der besonnte Felsenberg hinter Monte sich zufällig doch einmal als ein Vulkan entpuppt, was kann man wissen, und wenn dieses mein Monte verschüttet wird wie Pompei – was um Gotteswillen im künftigen Jahrtausend der gelehrte Forscher da ausgegraben zu haben vermeinen wird. Nicht kann ihm, dies ist gewiß, der ernste religiöse Charakter der neu entdeckten Tempelstadt zweifelhaft sein: der tiefe Ernst, die schlichte Würde des großen zentralen Kultgeländes verraten es, die erhabene Majestät dieser Treppen, dieser unsäglichen, dem Meere zugewandten Terrassen, und die kühlen Schauer des Schweigens in den feierlichen Sälen.

Die vielen weiblichen Skelette, die man in der Nähe dieses vom Vulkan verschütteten Heiligtums fand, müssen im Leben eine Art Vestalinnen gewesen sein. Sonnenjungfrauen oder was.

Dieser Felsentempel scheint, dies ist die wahrscheinlichste Erklärung, eine Art Orakel beherbergt zu haben: die Priester der hier verehrten Götter weissagten mit Hilfe einer magischen Ku-

gel, die auf einem mit magischen Zeichen geschmückten Altar rotierte, auf einer planetarischen Scheibe.

*

Wie ich da so sitze, und von allen Seiten die Autos heranfliegen sehe, ihr Lack schimmert in der Sonne, und die großen roten Motorbusse, mit denen gleich zwanzig Amerikaner aus Cannes kommen, oder Engländer aus Mentone, und wie ich sie die Kasinotreppe emporwallen sehe, geschmückte Menschen, und wie ich den festlich feierlichen Rhythmus dieses Märchenplatzes wieder einmal so stark empfinde, wird es mir klar, daß das einfach wahr ist: Monte ist eine religiöse Angelegenheit. Niemand wird es zugeben, man gibt religiöse Triebe nicht mehr zu, aber es ist nicht zu bezweifeln: wir kommen nach Monte, um von den Göttern das Glück zu erflehen. Mit Hilfe eines Gebetrads.

In den stillen und kühlen Sälen des Kasinos, an den Tischen, die Altäre sind, benimmt sich der ärgste Rüpel würdevoll, die Dirne feierlich, der Croupier priesterlich, es war in der Halle der Pythia zu Delphi gewiß keine so sakrale Atmosphäre von Ruhe, Würde, verhaltenem Glanz. Wenn dies der Tempel Molochs ist, hat Moloch ein anständiges und kultiviertes Ritual, so viel ist gewiß. Welche Ordnung in dem kühlen grünschimmernden Frieden dieser großen Hallen! Welches Gleiten des Schrittes auf den Teppichen, welches große Schweigen der Gläubiger und um die ewig Litanei des verbetenden Obercroupiers: »Faites votre jeu!«, und um das schwirren der Kugel, die das Schicksal in sich trägt, man hört es an dem leichten Klang, und um das durchdringende Klingeln des Geldes, das durch das ganze Haus geht, dies nimmer rastende Glöckchen dieser großen Satansmesse.

*

Es gibt an jedem Spieltisch von Monte Carlo mehrere Personen, die ernsthaft und inbrünstig an das Gute im Menschen glauben. Es sind fast immer Frauen – die den Glauben an die Menschheit nicht ganz verloren haben. So eine Frau sitzt zum Beispiel heute am Roulettetisch und setzt manchmal, nicht oft, eine Spielmarke im Wert von zehn Francs auf schwarz oder

rot; sie spielt ohne jede Leidenschaft, nur um den Ritus zu zelebrieren, und weil man nicht am Tisch sitzen bleiben darf, ohne zu spielen. Es erscheint nun, sein Opfer darzubringen, ein unschuldsvoller Fremdling, sagen wir: ich. Die Geschichte war heute so; ich erschien, unschuldsvoll und nicht unentschlossen, eine Kleinigkeit zu verlieren, auch war meine Seele rein. Diese Frau nun am Spieltisch, ein Wesen voll von sympathischer Weiblichkeit, mütterlich direkt, sieht mir mit ihren gütigen Augen direkt in diese meine Seele – und glaubt an mich. Sehe ich aus wie ein Rohling? Nein! Sehe ich aus wie ein Stänkerer? Nein! Bin ich voll Sanftmut? Ja! Voll jener Schüchternheit der wahrhaft Edlen? Ja! Kann in mir jene reinste Tugend leben, das Verstehen, Verzeihen? –

Ja! Ja! Ja!

All dies bemerkt meine neue Freundin mit ihrem gütigen Blick, sie versteht im Menschenherzen zu lesen – und wie ich nach einer halben Stunde Verlieren das für meine Verhältnisse wirklich phantastische Glück habe, daß ich eine Zehnfrancs-Spielmarke an den Rand des Vierecks gesetzt habe, in dem die Nummern 31, 32, 33 vereinigt sind, und die schicksalsgeschwängerte Kugel rollt und rollt, und in meiner, wie gesagt, reinen Brust, steigen Gebete auf – und die Kugel faßt einen ganz plötzlichen Entschluß, fällt mit einem Rutsch in das Loch bei Nummer 32, ich habe, ha, zu meinen eingesetzten 10 Francs noch 110 gewonnen, und schon schmeißt sie, mit einer ganz unglaublichen Grazie, der Croupier auf den Tisch, große, silbrig glänzende, silbern tönende Münzen, sie fallen nieder, wie jener Regen in den Schoß der Dame, lieblich anzusehen – und ich, der ich natürlich keinen Sitzplatz habe, drängte mich vergnügt an den Tisch vor – da schaut mir die Frau, die, wie erwähnt, an das gute im Menschen glaubt, nochmals rasch ins treue Auge, und nimmt dann ruhig den langen Rechen, der vor ihr liegt, in eine scharmant behandschuhte Hand und streckt einen hübschen und diskret geschminkten Arm aus, mit einer goldenen Stange – und holt sich, voll des edelsten Vertrauens, meine hun-

dertzwanzig Francs, denn bin ich ein Rowdy? Nein! Werde ich Skandal schlagen? Nein!

Wie sehen einander an; sie lächelt tief und gütig; zwei Menschen haben einander verstanden. Sie steckt meine hundertzwanzig Francs in ein wirklich reizendes gesticktes Täschchen; sie lebt für ihren Glauben an das gute im Menschenherzen, und sie lebt sogar davon.

*

Es scheint nicht ganz ausgeschlossen, daß selbst in Monte Carlos Tempelhallen hie und da ein Sünder gelangt, voll von irdischem Gelüst – Gauner gibt es, aber welche Würde, hoheitsvolle Haltung! Auf Hofbällen herrscht nicht der feine Ton! Es ist zum Beispiel ein Buffet vorhanden, selbst eine Bar – wer aber hat in Monte schon einen Betrunkenen gesehen, wer einen unsicheren Schritt, ein gerötetes Gesicht? Man stellt sich das Kasino den Ort aller Orgien vor; es ist ein Kloster – mit Koedukation.

Vor dieser erhabenen Schwelle blieb lange alles Irdische. Es gibt, das ist wahr, den von Gold und Kristall funkelnden Theatersaal; aber spielt man in seinem Orchester nicht meist die ernsteste Musik? Von hier aus erscholl zum erstenmal in französischer Sprache der Parsifal, ja, und ich kann sagen, ich bin dabei gewesen.

Eines muß zugegeben werden: man hat im dreimal heiligen Vestibül des Kasinos, dort, wo ein galonnierter Feldmarschall gravitätisch einschreitet, wenn ich meine kurze Pfeife anzünden will, aus Zerstreutheit – hat in dieser mystischen Vorhalle in diesem Jahr zum erstenmal Schaukasten angebracht, Juwelen enthaltend und jede kostbare Nichtigkeit – die herrlichsten, die seltensten Schätze freilich, die die Welt nach Monte sendet wie erlesenen Tribut – aber damit haben sich, es muß zugegeben werden, in den Vorhof auch dieses Tempels die Schacherer eingeschlichen. Hier, wo man bisher mehr wallte, als wandelte, die rituell erlaubte Zigarette im Mund, hier soll man perlenbesetzte Handtäschchen betrachten? Nicht dies war bisher der Sinn von Monte Carlo: Alles Gold, alle Perlen, alle Lockung, alle Lüste –

draußen in der Sonne. Draußen diese kupplerisch sanfte Landschaft, diese Blumen und märchenhaften Bäume, und das Meer aus Seide und die tausend Hotelzimmer, die wie numerierte Paradiese sind – in Palästen, reicher als der des Krösus – draußen die kleinen Soupers, die edelstaubigen Flaschen, die Jazzmusik, die Pariser Modistenfirmen, die Villen, die man kaufen könnte und in Monacos kleinen Hafen die weiße Yacht, die von hier aus die Weltreise antritt – das alles, alles, war draußen, wartete auf den Sieger im Spiel, alle, alle Frauen warteten auf ihn, Musik, Sonne, Shimmy, die Welt und ihre Reiche – ein ungeheurer Chorus der Verlockung war um dieses feierliche Kasino, innen aber, das war nicht Genuß noch Freude, oh, das war der rauhe Ernst des Schicksals und jener tieferen Leidenschaft, die nicht schreit, noch jubelt, noch weint, noch das Gesicht verzieht – nur an dem leisen Zittern ihrer beschuhten Hände kannst du sie erkennen.

Bis zur Schwelle des Kasinos war es bisher ein einziger großer Schrei: Glück! Glück! Vom besten schwarzen Kaffee der Erde bis zur Weltreise, alles zu haben, alles zu haben! Nur ein paar dumme Nummern brauchte man zu erraten – drinnen.

Drinnen war das Schweigen, das Raunen, das Klingeln der unheiligen Messe. Es ging, mit religiöser Gravität, um alles.

*

Das Kasino von Monte degeneriert, die Säulen dieses Heiligtums wanken, der Berg im Hintergrund wird bald zu speien anfangen.

Noch ragt Priamos hohe Feste. Priamos, der König der Mannen, regiert noch in Monaco – Monaco wird, paßt auf, die letzte Monarchie Europas sein, wenn die anderen alle untergegangen sind: so wie die Athener in ihrer Republik einen eigenen Opferkönig hatten, damit die Götter nichts merkten. Der Opferkönig von Monaco wird noch lange die heiligen Riten vollziehen.

Aber wenn sie im Vestibül schon Waren ausstellen, was sind das für Sachen? Ebenso arg ist, daß sie genau vor dem Tor des Kasinos auf dem Platz beim Café de Paris eine Estrade aufbauen

und darauf das reizende Auto stellen, das man in einer Lotterie gewinnen kann – Welches Mißverständnis! Welche Beleidigung der hier verehrten Gottheit! Notre Dame la Roulette duldet dergleichen nicht neben sich, alle Autos, von denen alle Besucher Montes träumen, haben im Kasino gewonnen zu werden, sonst hat die Veranstaltung keinen Sinn!

*

Ich sitze da vor dem Café de Paris und sehe mit dieses Lotterie-Auto mißbilligend von der Seite an, während ein tunesischer Teppichhausierer mit einem Tarbusch mir unbedingt eine gestickte Decke verkaufen will.

Und denke: Dieses Monte hat keinen Sinn mehr, es wird nicht mehr so ernst genommen wie früher, der religiöse Trieb ist im Erlöschen. Wie hier jemand nur im entferntesten auf den Gedanken gelangt, daß er ein Auto und alles eitle Glück dieser Welt auch anders bekommen könnte, als indem er jetzt diese magischen Stufen emporeilt, sich in der großen Halle der Prüfung legitimiert, von streng blickenden Magistratspersonen seine Tageskarte erhält, dann hineingeht, durch ein von Schacher und Weltlichkeit unentweihtes Vestibül.

Wenn einer auch nur auf den Gedanken kommen kann, er könnte in Monte Carlo ein Auto in der Lotterie gewinnen, könnte er nicht auch, phantastischer Einfall, dran denken: Jetzt arbeite und arbeite ich, bis ich ein Auto habe.

*

Dann, das ist klar, sobald unter der süßen Sonne von Monte ein Mensch zum erstenmal einen solchen Gedanken hätte, würde sie erlöschen, die Sonne, die Palmen begönnen zu wanken, in den Juwelierläden fingen die Diamanten zu brennen an. Seine Durchlaucht der Fürst von Monaco erbleichte inmitten seiner herrlich uniformierten Karabinierie, und der Tanzbär, der jetzt im Café »Knickerbecker« jeden Abend nach dem Souper Blues tanzt, stürzte sich wie ein Löwe auf alle Kokotten, die ihn entzückend finden.

Es wäre, dächte hier zum erstenmal einer, daß man durch

Arbeit glücklich werden könnte, der rapide und unmittelbare Weltuntergang.

Gärten und Gräber

Der alte Währinger Ortsfriedhof, auf dem einst Beethoven begraben worden ist, Schubert, Grillparzer, Nestroy und Goethes Enkelin Alma, muß einmal die schönste Totenstätte der Welt gewesen sein. Welch ein wunderbarer kleiner Dorffriedhof, wieviel wilde Rosen um die kunstvoll gemeißelten Steine, und wie viele heilige Erinnerungen! Vor zweiundfünfzig Jahren war dieser wundervolle Friedhof voll und wurde gesperrt. Einige Jahre später begann eine große Übersiedlung berühmter Gebeine. Man grub Ludwig von Beethoven aus und brachte ihn, oh, pietätvoll, auf den Zentralfriedhof, in ein Grab, das ihn nicht kannte, und errichtete darüber eine wirklich gelungene Imitation des Steins mit der Lyra und der aufwärts schwebenden Libelle. Auch holte man Beethovens Nachbarn Schubert unter seinem Währinger Grabstein hervor, auf den Franz Grillparzer hatte schreiben lassen: »Hier liegt Franz Schubert. Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz, aber noch viel schönere Hoffnungen.« Es ist nicht wahr, Franz Schubert liegt nicht dort, er liegt in der imposanten Sammlung von Ehrengräbern auf dem Zentralfriedhof, eine Sehenswürdigkeit unter mehreren. Alma von Goethe ruht jetzt in Weimar. Ruht sie? Wie ist das mit den Toten? Wenn ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert nach ihrem Tod ein Stadtbaumeister meint, es müßten die Gebeine übersiedelt werden, oh, pietätvoll, was siedelt dann mit? Alles? Fragt um Mitternacht an! Wien ist bedeckt mit berühmten Gräbern. Man hat die berühmten Toten eines Tages höchst pietätvoll vor die Stadt hinaus gejagt, die alten Gräber aber nicht angetastet, so daß Schubert und Beethoven jetzt zwei Gräber haben, so wie Napoleon, dessen schaurige Gespensternähe du nach Belieben vor einem großen Stein in Sankt Helena empfinden kannst und in dem Invalidendom zu Paris. Es ist gewiß, daß zwei Schienbei-

ne und ein Schädel, die einst in Ludwig von Beethovens Haut staken, jetzt auf dem Wiener Zentralfriedhof liegen. Aber im Schubertpark zu Währing grünt in diesem Frühling ein Gras, blüht ein Strauch, deren lebendige Säfte … Der Schubertpark ist ein Park, der mit Genies gedüngt worden ist.

Die Gemeinde Wien hat aus den alten aufgelassenen Vorortsfriedhöfen öffentliche Gärten gemacht. Im Waldmüllerpark spielen Favoritener Arbeiterkinder längst neben dem Grabe Ferdinand Georg Waldmüllers, der das Bild von der »Klostersuppe« gemalt hat. Man hat seinen Grabstein stehen gelassen, und die Grabsteine anderer berühmter Männer und Frauen; Schnorr von Carolsfeld ist hier, der Freiherr von Zedlitz und Beethovens Bruder. Auf dem »allgemeinen« Währinger Friedhof, der jetzt Währinger Park heißt, liegen die alten Gebeine noch, wenn man sie auch nahe zusammengelegt hat, um für einen populären Park Platz zu schaffen. Hier steht das Grabmal dieses geistvollen Volksfeindes Friedrich von Gentz; nicht dazu wollte er leben, daß eine republikanisch-sozialistische Gemeinde Macht habe, ihn zu delogieren! Was sagt um Mitternacht im Währinger Park der Hofrat Gentz zu seinem Grabnachbarn, dem Hof- und Staatskanzler Cobenzl? Etwas schaurig Bissiges, wer zweifelt! Diese beiden Stadtgärten sind dem Publikum schon lange offen, und sie sind wunderbar schön, voll von Sonne und Kinderlachen; besonders der Waldmüllerpark ist eine Art Kinderhimmel; neben ihm liegt der Volkskindergarten der Gemeinde, Wien das reizendste Zwergenhaus, in dem Kinder je glücklich waren, ein Haus, in dem ein Erwachsener sich tief bücken muß, wenn er eine Türklinke erreichen will, und in dem ein kleiner Bub ein paar Spannen über dem Fußboden, also vor seiner Nase, statt einer langweiligen Steinwand eine Schieferwand hat zum Beschmieren. Unter alledem lagen einmal die Toten.

Der zweite Währinger Friedhofgarten, jener »Schubertpark«, wird erst in einigen Wochen eröffnet werden. Ich wohne neben diesem Garten und habe oft den Plankenzaun verwünscht, der mit den Eingang verwehrte. Jetzt ist der Zaun schon gefallen

und ich habe den Park besuchen können. Er ist noch nicht ganz in Ordnung, aber es wird ein sehr geräumiger Park mit einer Milchtrinkhalle und großen Kinderspielplätzen. Aber der alte Friedhof muß schöner gewesen sein. Man hat die leeren Gräber Beethovens und Schuberts gelassen, wo sie waren, und die übrigen Grabsteine, berühmte oder bloß künstlerisch wertvolle, ein wenig gewaltsam in einem Winkel angesiedelt, den man ohne besondere Erlaubnis nicht wird betreten dürfen. Hier ist das herrliche Barockkreuz des Altwiener »Hofjubiliers« Schwab, vielleicht das schönste Wiener Grabmal. Hier ist eine ganze Stadt von Urnen, weinenden Genien, Säulen und Pyramiden. Aus einem Grab wächst ein wunderbarer Baum; man sieht, wie seine Wurzeln die mächtige Grabplatte heben; will der Baum den unbekannten Toten aus dieser Gruft befreien? Dieser Baum des Toten hat man leben gelassen. Anderes Gestrüpp auf dem verwachsenen Friedhof hat man energisch beseitigt. Ordnung muß sein in einem öffentlichen Park. Ich fürchte, in diesem Park wird zuviel Ordnung sein. Nie wurde eine so romantische Wildnis so systematisch gesäubert. Um Mitternacht schütteln gewaltige Schatten ihre Schattenhäupter …

Dennoch, es kann niemals ein Park werden wie ein anderer. An diesem Tor in der prosaischen Währinger Straße vibriert durch das Tramwaygeklingel eine unhörbare Stimme: Stehe, Wanderer, auf die Heroen triffst du! Sie sind übersiedelt. Alle ihre Schienbeine sind übersiedelt. Aber warum ist der Rasen so grün? Kein Rasen ist so grün, wie eine Friedhofsrasen, auch wenn der Friedhof schon abgebaut ist. Wer von uns kann wissen, was in diesem Grashalm lebt, in jener kleinen Blume, in dem blühenden Fliederstrauch?

Das Geheimnis von San Marco

Also dieser Tag war schön unangenehm heiß gewesen, obwohl ihn natürlich jedermann auf dem Lido verbracht hatte, nackt, unter dem lustig bunten Schattendach der Badehütte. Das Was-